

9 Fazit: Feindwerdung in einem Niemandsland der Identität

Kehren wir zurück zu Richard Noschkes Grabsteininschrift, lesen wir diese nun mit anderen Augen: „Er war ein deutscher Sohn und wünschte es zu bleiben“¹ Selbst zwanzig Jahre nach seiner Repatriierung und anschließender Rückkehr, selbst nachdem seine Wahlheimat sich erneut im Krieg mit Deutschland befand, empfand es Noschke als wichtig, seine deutsche Herkunft und Identität auch nach seinem Tod betont zu wissen. Betrachtet man seine und viele weitere Memoiren, Briefe, Biographien, Autobiographien, Zeitungsartikel, Archivmaterialien wird ein komplexer Flickenteppich an Personen mit multiplen Identitäten sichtbar. Von Bruno von Schröder, dem protestantischen Banker in der Londoner Innenstadt, über den jüdischen Anarchisten Rudolf Rocker bis hin zu internationalen Intellektuellen in Paris wie Claire Goll oder katholischen Dienstmädchen auf dem französischen Land wie Anna Vervier, versammeln sich viele Erfahrungen in diesem Buch. Keine ihrer Erfahrungen kann, in den Worten von Yvonne Cresswell, als „vollkommen charakteristisch oder repräsentativ“ gelten, erst das Zusammenbringen dieser Persönlichkeiten lässt ein vollständigeres Bild entstehen.² Aus der Vielzahl an Stimmen, verschiedenen Narrativen und Dokumenten wurde eine Gemeinsamkeit sichtbar, die sie alle teilten: Entweder kategorisierten sie sich als deutsch, wie Noschke, wurden, wie Mügge, von außen als deutsch betrachtet oder als eine Mischung aus beidem. Der Krieg hatte auch in Frankreich und Großbritannien selbst dazu geführt, dass eine Gruppe völlig unterschiedlicher Menschen sich plötzlich in einem als homogen wahrgenommenen Block wiederfand. Einige passten besser und andere schlechter in diesen Block und doch erfuhren sie alle auf die eine oder andere Weise die negativen Folgen dieser Einordnung. Diese „ethnische“ Kategorisierung war während und auch nach dem Krieg eine der Haupterfahrungen dieser Menschen, die im Hinblick auf ihre soziale Stellung, Religion, politische Einstellung vollkommen unterschiedlich waren. Diese und weitere Identitätsmerkmale spielten in den Schattierungen ihrer Erfahrungen ebenso eine große Rolle wie das Land, in dem sie sich während des Krieges befanden. Die Schnelligkeit, Feindseligkeit und Gründlichkeit dieses Kategorisierens hing stark davon ab, in welchem Land ein Richard Noschke, eine Gertrud Köbner oder ein Hermann von Boetticher 1914 gelebt hatten. Doch um diese Erfahrung und die Schlussfolgerungen genauer zu verstehen, hilft es, sich die verschiedenen Facetten noch einmal abschließend anzuschauen.

1 Noschke, *Papers*.

2 Cresswell, „Wire“, 57.

Was deutlich wurde, war die Komplexität an ethnischen oder nationalen Identitäten, die in dem Begriff „ethnisch“ deutsch eingeschlossen werden konnten: Von jenen, die eine deutsche Staatsbürgerschaft hatten, über jene, die sich als ethnisch deutsch verstanden, bis hin zu denen, die auch gegen ihren Willen als ethnisch deutsch behandelt wurden. War bis hierhin diese diverse Gruppe schlicht unter dem Begriff „deutsch“ gefasst worden, offenbarte diese Erweiterung die Nuancen, die innerhalb der Gruppe bestanden. In der Vorkriegszeit wurde deutlich, dass Prozesse wie Integration und Assimilation in Großbritannien und Frankreich dazu führten, dass „ethnisch“ deutsche Migranten existierten, die deutschnationalistisch geprägt waren, die einige Verbindungen nach Deutschland bewahrten oder an Teilen ihrer Herkunft festhielten, oder die die nationale Identität ihrer Wahlheimat komplett angenommen hatten.³ Der Krieg verwischte viele dieser Nuancen und alle diese verschiedenen Menschen waren aufgrund einer realen oder wahrgenommenen Verbindung nach Deutschland Anfeindungen ausgesetzt. Ob sie nur noch eine deutsche Staatsbürgerschaft hatten, eine deutsche Gesinnung oder loyale britische oder französische Bürger, sie alle wurden mit Deutschland verbunden und fanden sich nun in einem Umfeld wieder, das sofort oder zunehmend diese Nuancen nicht mehr zuließ. In Frankreich war dies schon vor dem Krieg ein Problem und setzte sich umso stärker mit dem Kriegsausbruch fort. In Großbritannien war spätestens mit der Versenkung der *Lusitania* der Begriff Feindstaatenangehöriger unzertrennlich mit Deutschsein verbunden.⁴ Wie weit diese Entwicklung hin zu einer monolithischen Wahrnehmung von Ethnien führte, wurde in der Behandlung der Ehepartner „ethnisch“ Deutscher deutlich. Auch an Gruppen, die Teil des deutschen Kaiserreiches waren, aber nicht zwingend „ethnisch“ deutsch, wurde dies deutlich. Gerade das Schicksal der Elsässer war ein komplexes, wurden sie doch einerseits als „ethnisch“ französisch gesehen und andererseits trotzdem mit Misstrauen behandelt, ob sie sich nun offen für Frankreich bekannten oder nicht. Ihre Schicksale veranschaulichen noch einmal, wie problematisch die schlichte Bezeichnung einer deutschen Identität für diese Gruppe sein kann. Sie nur als deutsch zu bezeichnen, lässt auf ungewollte Weise den Blick der Mehrheitsgesellschaft auf diese Minderheit fortleben. Auch andere genutzte Begriffe wie „innere Feinde“ schlägt in dieselbe Kerbe und verdeckt möglicherweise andere Gruppen, die nicht als deutsch angesehen wurden, aber noch immer auf gewisse Weise Verfolgung und Feindschaft erfuhren. Aladar Kuncz, so sehr seine Blicke auf „ethnisch“ Deutsche bei der Kontextualisierung halfen, war Ungar mit einer deutlich anderen Positionalität, genauso wie es Polen, Tschechen oder auch Österreicher waren. „Ethnisch“ deutsch half wiederum dabei, einen

³ Panayi, *Enemy*, 104, 121; Denness, „Germanophobia“, 87.

⁴ Panayi, *Enemy*, 101.

Mittelweg zwischen engen und weiten Begrifflichkeiten zu finden und sowohl die Mehrheits- als auch Minderheitssicht mit einzubeziehen.

Gerade dieser Sichtwechsel bot neue Einblicke in das Schicksal dieser Minderheit vor, während und nach dem Krieg. Der Blick auf die Mehrheitsmeinung, wie er in der Begrifflichkeit deutlich wurde, ist in Teilen auch ein Produkt der Quellenwahl vieler vorangegangenen Werke, welche häufiger staatliche oder strukturelle Quellen bevorzugten. Die Zahlen der Internierten, Entscheidungen oder Handlungen des Staates oder die Lagerstrukturen waren häufig eher im Fokus, als die Leute auf beiden Seiten des Stacheldrahtes. Zwar wurden kulturelle und soziale Aspekte nicht ausgelassen und in spezifischen Bereichen auch intensiv erforscht, allerdings blieben sie in diesem strukturellen Ansatz meist eher eine Randnotiz als der Fokus und führten auch hier den Mehrheitsblick fort. Wir sehen dies beispielsweise in Gerhard Fischers Analyse über die Heimatfront in Australien.⁵ Diese Sichtweise, welche „ethnisch“ Deutsche in der Forschung nicht abschütteln konnten, sollte nun von diesem Buch aufgebrochen worden sein. Das bedeutet bei Weitem nicht, dass systemische Analysen nutzlos oder falsch waren, sie spielten, ähnlich wie in den umgekehrten Fällen, eine wichtige Rolle in der Kontextualisierung und Einordnung der Erfahrungen. Schließlich sind sowohl diskursive als auch strukturelle Kontexte notwendig um größere, versteckte Narrative innerhalb der analysierten Erfahrungen aufzudecken.

9.1 Erfahrung und (nationale) Identität

Die meisten Erfahrungsberichte wurden nach dem Erleben der Situation aufgeschrieben. Gertrud Köbners Buch wurde gedruckt, gebunden und verkauft, Claire Golls Briefe wurden nicht als Bewusstseinsstrom verfasst und auch Tagebücher wie die Hugo Ringers ließen meist den Tag retrospektiv vorüberziehen. Aspekte wie Zeitdifferenz zwischen Erleben und Niederschreiben konnten weit auseinander liegen, vom gleichen Tag wie bei Hellmuth Felle, bis hin zu Jahrzehnten später wie bei Frederick Dunbar-Kalckreuth. In die Erfahrungen flossen somit also nicht nur bereits vorhandene Vorstellungen mit ein, sondern meist auch Wissen und Einordnungen nach dem Erlebten. Die kritische Analyse dieser Dokumente hat gezeigt, wie stark die persönlichen Identitätsmerkmale wie Geschlecht, Klasse, Religion und politische Einstellung diese Erfahrungen prägten. Allein wie sehr die Nationalität einer Person die Erfahrung der Kriegs- und Nachkriegszeit prägte, wurde anhand der Internierungs- und Erfahrungsberichte außerhalb der Lager

⁵ Fischer, *Homefront*.

offensichtlich. Diese Unterschiede mussten mitbedacht werden, um die Erfahrungsberichte nicht unreflektiert als wahr zu übernehmen. Auch feinere Differenzen, wie die Erfahrung von Integration und Assimilation, konnten durch diese Unterschiede gefärbt werden. Erst die vergleichende und gemeinsame Analyse brachte ein übergreifendes Erfahrungsmuster zum Vorschein. Das heißt allerdings nicht, dass diese Unterschiede nicht auch für die Analyse wichtig waren.

Schließlich akzentuierten die Unterschiede einerseits die Gemeinsamkeiten und andererseits war keine der analysierten Personen eindimensional nur von ihrer nationalen Identität abhängig. Andere Merkmale auszulassen, hätte eine übermäßige Vereinfachung bedeutet, die genau dem Sinn dieses Buches widerstrebt. Schließlich ist das Selbst, um es mit Anthony Smith zu halten, „zusammengesetzt aus multiplen Identitäten und Rollen – familiär, territorial, Klasse, religiös, Ethnie und Geschlecht“.⁶ Das Selbst ist also immer im Kontext anderer zu betrachten und verändert sich je nach Situation und diskursivem Kontext. Die Basis dieser Identitäten, sind soziale Klassifikationen, die fluktuieren und „verändert werden können oder sogar abgeschafft“.⁷ Kehren wir also zu unseren analysierten Personen zurück, können wir uns vorstellen, wie sie und ihre Blickwinkel sich in einem fluktuierenden Nexus befanden. Nicht nur waren ihre Rollen von Bedeutung, sie formten auch die Referenzpunkte für die Erfahrung. Auch hier, ähnlich wie bei Ethnie, kann eine Person sich selbst in eine Rolle bringen oder in diese gebracht werden, also sowohl passiv als auch aktiv sein. Sie halfen dabei, Erfahrungsaspekte freizulegen, wie Frustration, Nationalismus aber auch *Othering*. Der Nexus gab vor allem also die Schattierungen der Hauptidentitätserfahrung vor, die in diesem Buch analysiert wurde.

Hierbei ist es essenziell, noch einmal auf Tajfels und Turners Theorie der sozialen Identität von 1979 zu verweisen, wie sie von Srividya Ramasubramanian und Chantrey Murphy beschrieben wurde, um diesen Punkt klarer zu machen. Tajfel und Turners Theorie ist der von Anthony Smith nicht unähnlich, doch ist ein wichtiger Aspekt hinzugefügt, nämlich:

um eine positive soziale Identität zu behalten, bemühen Menschen Vergleiche zwischen Gruppen, die einen favorisierenden Bias gegenüber ihrer eigenen Gruppe sowie ein diskriminierendes Verhalten gegenüber anderen Gruppen aufweisen, und nutzen Bewältigungsstrategien, beispielsweise interne und externe Kausalitätszuschreibungen bei Gruppenversagen.⁸

⁶ Smith, *Identity*, 4.

⁷ Smith, *Identity*, 4.

⁸ Ramasubramanian und Murphy, „Stereotyping“, 389.

In diesem Kontext wird Identität also noch stärker in einem Gruppenkontext gesehen. Die Gruppe der „ethnisch“ Deutschen wurde im Rahmen der nationalen Identität innerhalb des komplexen Nexus an verschiedenen Identitäten verstanden. Durch die Begegnung der Personen im Kontext ihrer nationalen Identität innerhalb des Nexus von Identitäten und Diskursen, wurde ein starker diskursiver Wandel für „ethnisch“ Deutsche in Großbritannien und Frankreich, vor, während und nach dem Krieg aufgedeckt. Diese Kontextualisierungen konnten also dabei helfen, größere Aussagen über „ethnische“ Minderheiten in Zeiten des Konflikts zu tätigen.

Um innerhalb eines sich stark wandelnden Sets an sozialen Klassifikationen eine positive soziale Identität zu behalten, mussten sich Menschen wie Paul Cohen-Portheim oder Dora Coith konstant adaptieren. Ähnlich wie bei dem Nexus, kann man sich die nationale Identität als Spektrum vorstellen. Auch die britische nationale Identität war, so Tabili „in einem asymmetrischen Dialog zwischen lokal und national, migrantisch und einheimisch, Staat und Gesellschaft“ immer mehr ein Spektrum als ein monolithischer Block.⁹ Im Kontext der Migration, wo zwei nationale Identitäten aufeinandertreffen, kann eine Überlappung dieser Spektren stattfinden. Diese beiden Spektren interagieren miteinander über das, was Tabili als „Permeabilität“ bezeichnet hat und welches innerhalb dieses Buches immer wieder auftauchte.¹⁰ Im Großbritannien der Vorkriegszeit herrschte eine so starke Permeabilität, dass sich „ethnisch“ Deutsche zwischen diesen Spektren freier bewegen konnten, ohne eine deutsche Identität bei der Annäherung an die britische zu verlieren. Richard Noschke konnte sich als Deutscher verstehen, auch wenn er eine britische Frau geheiratet hatte, seine Kinder Englisch sprachen und er einen Großteil seines Lebens in London verbracht hatte. Ein Maximilian Mügge konnte seine deutsche Identität vollkommen ablegen, ein Felix Semon sich komplett anpassen und trotzdem Aspekte seiner deutschen Identitäten bewahren. Semon, Mügge, Hermann Fiedler, sie alle waren auch in einem rechtlichen Sinne britisch. Abbildung 6 veranschaulicht diese Veränderungen:

⁹ Tabili, „Identities“, 379.

¹⁰ Tabili, „Identities“, 379.

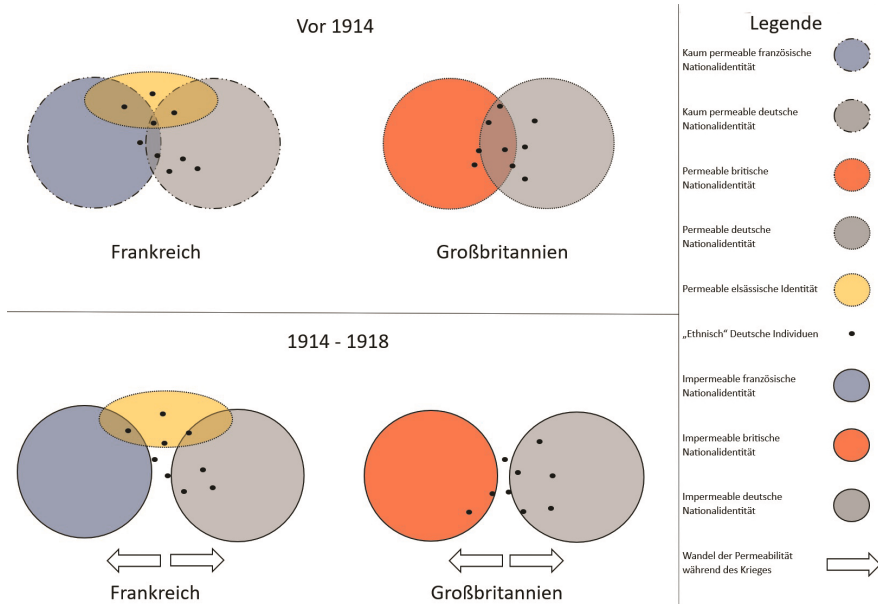


Abb. 6: Modelldarstellung der Verhärtung ethnischer Identitäten vor dem Krieg und währenddessen. Die Kreise stellen hier bei die Spektren nationaler Identität dar, auf denen sich die Personen befanden. Die unterschiedlichen Randformen repräsentieren die Durchlässigkeit. Quelle: Mathis Grouau.

Identität, so Smith, ist in vielerlei Hinsicht davon abhängig, sich einer politischen Gemeinschaft einer Nation zugehörig zu fühlen, welche eine gewisse Gleichheit vor dem Recht für alle Personen innerhalb dieser Nation garantiert.¹¹ Doch selbst in diesem Modell kann die Idee einer gemeinsamen Zahl an geteilten Werten und Traditionen nicht fehlen.¹² Nationale Identität ist also nicht etwas, was nur auf Gemeinschaft auf einem legalen Level beruht, sondern auf mehreren. Im Großbritannien der Vorkriegszeit war es für „ethnisch“ deutsche Migranten möglich, Werte und Traditionen zu teilen ohne die Werte und Tradition der früheren nationalen Gemeinschaft vollkommen zu verlieren. Diese Möglichkeit war in Frankreich vollkommen unterschiedlich ausgeprägt, wie Azar Gat sie für die Vorkriegszeit vergleichend beschreibt:

Frankreich und Großbritannien sind dahingehend anders als andere Fälle, als dass sie, wie alle hegemonialen Völker mit einer langen und erfolgreichen Tradition der Dominanz über

¹¹ Smith, *Identity*, 9–10.

¹² Smith, *Identity*, 11.

eine Vielzahl an verschiedenen Ethnien, daran gewöhnt waren ihre Identität als unangefochten und tatsächlich als universal zu verstehen, denn als spezifisch ethnisch. Bei den Franzosen wurde Akkulturation eine Staatsideologie und konstitutionelles Prinzip während in Großbritannien die Assimilation eher eine unausgesprochene und unreflektierte Annahme war.¹³

Diese unterschiedliche Beziehung zu anderen Ethnien hatte auch gerade bei „ethnisch“ Deutschen einen besonderen Einfluss auf ihre Erfahrungen in der Zeit von 1914 bis 1924. Anders als Gatz hier impliziert, spielte hierbei auch noch die jeweilige Beziehung zum Herkunftsland eine besondere Rolle. Schließlich, so stellte auch Claire Goll fest, konnte eine Kluft zwischen dem, was als deutsch angesehen wurde und dem was als französisch angesehen wurde, so groß werden, dass sie nicht mehr überbrückt werden konnte. Der Erzbischof von Canterbury wiederum machte diese von Gatz beschriebene Annahme deutlich, als er davon sprach, dass deutsche Staatsbürger sich durchaus durch den Einfluss ihrer britischen Partner anpassen könnten. Doch dies waren Erfahrungen und Aussagen der Nachkriegszeit. Um dort hinzugelangen, musste erst die Vorkriegszeit klarer umrissen werden.

Hier waren, wie bereits erwähnt, die Fundamente andere. Die „ethnisch“ Deutschen machten durch ihre Positionierung auf dem Spektrum aber auch über die Infrastrukturen und Netzwerke deutlich, wie unterschiedlich die Permeabilität war. So teilten die britische und deutsche Identität diverse Aspekte, wie eine ähnliche Sprachfamilie oder den protestantischen Glauben. So konnten gleichzeitig Identitätsmerkmale, die als britisch gelesen wurden, genauso in einer Person sichtbar werden, wie deutsche, wie eine deutsche Muttersprache und Staatsbürgerschaft mit einem anglierten Namen und einem britischen Partner. Die Präsenz deutscher Identitätsmerkmale führte nicht zu einer Exklusion von der Mehrheitsgesellschaft und der Aneignung britischer Identitätsmerkmale, in der Tat war es einfach zu wechseln und führte zu einer schnelleren Assimilation, über die sich Pfarrer Götz schon 1903 beschwerte. Welche Attribute oder Identitätsmerkmale von einer britischen Identität ausgeschlossen waren, war immer im Diskurs, wie das Schicksal des Deutschen Theaters vor dem Krieg gezeigt hat. Auf der Sprache Tabilis aufbauend, lässt sich also sagen, dass der Diskurs ebenso wie die Identität permeabler waren, was einerseits zu der Möglichkeit führte, eine deutsche Identität stärker zu präsentieren aber auch zu der Möglichkeit, diese für eine britische abzulegen und alles dazwischen. Nationale Identität war in der Vorkriegszeit nicht, wie es später der arme Seemann aus Thomas' Bericht erfahren musste, an die Staatsbürgerschaft geknüpft. In Frankreich wurde dies durch die Beziehung

¹³ Gatz, *Nations*, 334.

zum Elsass deutlich, welches zwar legal kein Teil Frankreichs war aber in seiner Identität als französisch verstanden wurde. Die Permeabilität in Frankreich allerdings war um ein vielfaches enger gefasst und sah die deutsche und französische Identitäten vielmehr als antithetische Paare, denn als Spektren mit Überlappungen. Der deutsch-französische Antagonismus, sowohl kulturell als auch von staatlicher Seite, erschwerte ein Wandeln zwischen den Identitäten wie Gatz sagte, benötigte die französische Vorstellung von nationaler Identität einen gemeinsamen Referenzrahmen und Wertekatalog, welcher befolgt werden musste. Allerdings hatte der Antagonismus eher dazu geführt, dass eine deutsche Identität praktisch als Gegensatz zu einer französischen gesehen wurde. Die Kosten für die Assimilation, wie sie genannt wurden, waren dementsprechend schlicht zu hoch. Ein Wandern zwischen den Identitäten gelang hauptsächlich, wenn ein Harry Graf Kessler sich eher als weltbürgerlich verstand oder eine Gertrud Köbner sich weniger als Deutsche. Diese Idee, zwei anscheinend unüberwindliche, ja ethnisierte Identitäten zu überbrücken, zog jene drei verschiedene Gruppen an: Zuerst jene, die, wie die vielen Kindermädchen, genau das andere erleben wollten. Dann die Migranten, die, wie der Kreis um das Café du Dôme, sich dieser Differenz erhaben fühlten. Zuletzt jene, die bereits eine Distanz zu einer deutschen Identität aufgebaut hatten wie Gertrud Köbner.

Je offener also diese Spektren zueinander waren, aufbauend auf Geschichte, politischen Beziehungen, wahrgenommenen Ähnlichkeiten, desto mehr vereinfachten sie innerhalb der Minderheitsgruppe sowohl die Darstellung von Nationalismus als auch die Erfahrung der Assimilation. Hatte sich der Diskurs verhärtet und die Spektren waren gegenseitig eher impermeabel, so gab es innerhalb der Minderheit weniger offenen Nationalismus aber auch weniger Assimilation. Höchstens die Idee des Weltbürgertums konnte diesen, in Zeiten des Friedens, überbrücken. Mit dem Ausbruch des Krieges veränderte sich diese Permeabilität nun in beiden Ländern.

9.2 Die Erfahrung von Feindseligkeit in Kriegszeiten

Wenn wir über „ethnisch“ Deutsche in Großbritannien oder Frankreich während des Krieges sprechen, ganz gleich ob die Zugehörigkeit passiv oder aktiv attribuiert wurde, ist es notwendig erneut zu erwähnen, wie wichtig die politische Ausrichtung der Person hierfür war.¹⁴ Das bedeutete, dass die Position der Person auf ihrer Beziehung zu der Wahlheimat und dem Herkunftsland basierte. Wie Bru-

¹⁴ Brubaker, *Nationalism*, 60.

baker schreibt, kann diese Position stark variieren: „Während einige externe Parteien ablehnen, da sie glauben, dass es wichtiger ist Loyalität zu dem Land zu zeigen, in dem sie leben und deren Staatsbürgerschaft sie haben, können andere aktiv Patronage oder Schutz aus dem Ausland suchen.“¹⁵ Auch wenn Brubakers Theorie eines triadischen Nexus sich auf die Sowjetunion bezog, haben wir bereits gesehen, dass dies auch auf „ethnisch“ Deutsche in Großbritannien und Frankreich zwischen 1914 und 1924 anwendbar ist. In Bezug auf Frankreich erwähnt Brubaker diesen Nexus selbst in seinem Buch über deutsche und französische Staatsbürgerschaft nicht.¹⁶ Dabei war er dort und in Großbritannien sichtbar. Ein Maximilian Mügge tat sein Bestes, um seine Loyalität zu Großbritannien zu beweisen, während bei Kriegsausbruch hunderte, wenn nicht sogar tausende deutsche Staatsbürger versuchten nach Deutschland zu reisen, um sich in Kriegsdienst zu stellen. In Frankreich sahen wir Kindermädchen wie Helene Schaarfschmidt sich klar auf der Seite der deutschen Interessen beschreiben und Menschen wie Hansi, die nach Kriegsausbruch nach Frankreich reisen, um dort für das Land zu kämpfen. Doch hatten auch vor Kriegsausbruch die politischen Wahrnehmungen die Beziehungen geprägt. Dieser Einfluss stieg nun, wie wir gesehen haben, weiter an. Schließlich müssen während eines Krieges die teilnehmenden Länder „eine national zusammenhängende Einheit kreieren um einen externen Feind zu bekämpfen.“¹⁷ Den Nexus der Beziehungen im Sinn, wandten die beiden Staaten nun die Frage des Zusammenhangs auf die „ethnisch“ Deutschen an und zwar im Sinne einer Verbindung zu ihrer Wahlheimat oder zum deutschen Kaiserreich.

Auch innerhalb der „ethnisch“ deutschen Minderheit wurden mit Kriegsausbruch verschiedene Zugehörigkeiten wichtiger. Dies wurde in der Reaktion der Personen auf die Julikrise, Mobilisierung und Kriegserklärung sichtbar: der legale Aspekt einer Kriegserklärung war für die Kriegserfahrung bei Weitem weniger wichtig als die Mobilisierung. Die Mobilisierung kündete in der Erfahrung der „ethnisch“ Deutschen bereits den Krieg an, weshalb viele Erfahrungsberichte um diesen Zeitpunkt begannen. Auch in den beschriebenen Reaktionen wurde dies deutlich: einige wollten nach Deutschland reisen um zu kämpfen, andere wollten für ihre neue Heimat kämpfen, einige blieben lieber still, einige wollten nach Großbritannien zurückkehren und andere wollten schlicht aus Frankreich fliehen. Mit der Mobilisierung wurde eine Positionierung innerhalb dieses Nexus notwendig und dies basierte auf den jeweiligen Annahmen über die eigene Identität und Position auf dem Nexus und den beiden Spektren. Wie Panayi es formulierte: „Die

¹⁵ Brubaker, *Nationalism*, 60–61.

¹⁶ Brubaker, *Citizenship*, 114–119.

¹⁷ Panayi, „Minorities“, 15.

Frage der Loyalität und Nationalität wird zu einer Obsession in Kriegszeiten.¹⁸ Der große Unterschied, basierend auf der Permeabilität der Spektren nationaler Identität, war, dass „ethnisch“ Deutsche sich häufig sicherer damit fühlten, im Land zu verbleiben und dabei sogar noch Teile ihrer deutschen Identität zu bewahren. In Frankreich flohen die meisten um der offensichtlichen Feindseligkeit zu entgehen oder blieben vollkommen still um diese nicht auf sich zu ziehen. Allerdings hatte in beiden Ländern die Vorkriegspermeabilität mit der Mobilisierung aber spätestens mit dem Kriegseintritt aufgehört zu existieren. Das Konzept der Staatsbürgerschaft als Zeichen der Zugehörigkeit machte entweder zunehmend oder direkt dem einer ethnisierten Vorstellung von Zugehörigkeit Platz, was sich sowohl auf die Handlungen der Regierung als auch der Öffentlichkeit auswirkte.

Staatsbürgerschaft wurde hierbei nicht vollkommen aufgehoben, bedenkt man den Unterschied zwischen Freiheit und Internierung ebenso wie die Notwendigkeit für beide Staaten, Menschen erst rechtlich zu denaturalisieren, bevor sie interniert oder deportiert wurden. Auch waren deutsche Staatsbürger vor Beginn der Internierung durch Restriktionen, Vertreibung und Barrieren in ihrer physischen Freiheit deutlich stärker eingeschränkt. Deutsche Staatsbürger waren nun unter erhöhter Beobachtung, ob dies nun das erzwungene Verlassen bestimmter Regionen, Bewegungseinschränkungen oder Meldungen in der lokalen Polizeistation beinhaltete. Die meisten hielten sich an diese neuen Regeln, doch fühlten sie diese im Konflikt mit ihrer Selbstwahrnehmung als unschuldige oder freie Menschen oder im Konflikt mit ihrer Staatsbürgerschaft. Je mehr sie sich ihrer Wahlheimat zugehörig fühlten, desto mehr verstanden sie diese Maßnahmen, fühlten sich allerdings trotzdem in ihrer Position innerhalb der nationalen Identität missverstanden. Die vermehrten Nachfragen über Naturalisierung zeigen, dass viele nun versuchten, ihre eigene Position legal zu zementieren, allerdings brauchte man, wie Baron Bruno von Schröder, die nötigen Mittel um dies jetzt noch zu erreichen. Doch auch diese rechtliche Distinktion bot nicht zwingend Schutz. Um den Feind zu bezwingen, so Panayi, wurde „der Luxus der Friedenszeit, inklusive Toleranz, geopfert“.¹⁹ Dieses Opfern von Toleranz oder der Permeabilität von nationalen Identitäten drängte „ethnisch“ Deutsche allerdings auch an den gesellschaftlichen Rand oder direkt in die Gruppe des Feindes. Fühlten sie sich ausgegrenzt und hatten die Mittel dafür, sprachen sie sich in Großbritannien offen über ihre Empörung aus und betonten ihre Loyalität zu ihrer Wahlheimat. Dass sie diese Meinungen, zumindest in Großbritannien, äußern konnten, zeugt von den Vorteilen einer rechtlichen Gemeinschaft.

¹⁸ Panayi, „Minorities“, 7.

¹⁹ Panayi, „Minorities“, 18.

Für die deutschen Staatsbürger allerdings gab es keinen solchen Schutz. Die strengsten Maßnahmen, die gegen sie eingeführt wurden, waren die Internierung und die Repatriierung. Letzteres geschah, wenn eine Internierung aufgrund ihres Alters, ihres Geschlechts oder einer Krankheit nicht in Frage kam oder eine Person aus verschiedenen Gründen nicht mehr als Gefahr angesehen wurde. Mit beiden Maßnahmen allerdings, wurde die diskursive Ausgrenzung zu einer physischen, wurden sie entweder direkt der anderen Gruppe zugeschoben oder in abgelegene Regionen verbracht und dort unter Aufsicht gefangen gehalten. Gerade in Frankreich nur wegen ihrer Staatsbürgerschaft aus ihren bestehenden Netzwerken gerissen, mussten die Internierten nun in beiden Ländern versuchen, sich eine zusammenhängende soziale Identität und einen neuen Lebenssinn zu erschließen. Dies geschah an einem Ort, der gerade zu Beginn nicht darauf ausgerichtet war, so etwas zu ermöglichen. Die Internierten mussten dies also in vielerlei Hinsicht selbst oder sogar entgegen der Logik der Internierung tun. Aus ihrer Normalität und vielen damit einhergehenden Rollen und Identitäten entfernt, versuchten die meisten Internierten diese wiederzugewinnen oder neue zu erschaffen. Theater, Schulen, Sportangebote, Zeitungen, eigene Läden oder Arbeiten boten altbekanntes oder ermöglichten, wie auch die Rolle des Kapitäns, neue Identitäten und Rollen. Auch ein Gefühl der Selbstbestimmung konnte so zurückgewonnen werden. Dies war enorm wichtig, denn die Lager selbst boten zumeist keine Rolle, außer der des Internierten und Feindstaatenangehörigen. Solche Aktivitäten waren Selbstschutz, denn dieses Umfeld wirkte sich negativ auf die psychische und physische Gesundheit der Internierten aus. Die Erfahrung einer Vernachlässigung aber auch von Misstrauen, was allein durch die Lager und ihren Verwaltungsapparat deutlich wurde, sorgte nur in Teilen für eine Rollenfindung und hauptsächlich für Empörung und Apathie unter den Internierten, bis hin zur Stacheldrahtkrankheit. Das Fehlen von Sinn wurde noch verstärkt durch die äußere Zuschreibung negativer Identität, namentlich des gefährlichen Gefangenen.

Da sich diese Zuschreibung auf ihre nationale Identität bezog, wurde diese auch in Teilen von den Internierten angenommen oder aufgenommen und verstärkte sich in Teilen bis hin zu einem deutschen Nationalismus. Schließlich wurden sie nun als Deutsche gesehen, ob sie wollten oder nicht, und eine Annahme und Wendung zur positiven Konnotation fungierte als Ventil für die eigentlich negative Außenzuschreibung. Der William Red des Gedichts wurde wieder Wilhelm Rot und deutschnational gesinnt. Erfahrungen von Feindseligkeit, gerade vor dem Betreten der Lager wie die Mengen an wütenden Bürgern, aber auch Gruppenzwang innerhalb der Lager verstärkte diese Entwicklung noch weiter. Einige hatten diese Einstellungen wiederum gar nicht nötig. Sie waren vorher bereits fest in einer deutschen Identität verortet. Identität allerdings ist komplexer und nationale Identität reichte nicht aus um eine Normalität zu simulieren, also mussten ande-

re Marker her. Einige, wie Religion, Klasse oder Ethnie wurden bereitwillig auf die Lagergesellschaft übertragen und separierten die Internierten noch einmal untereinander. Gerade für besser organisierte Lager funktionierte die Simulation besser, boten sie die genannten physischen oder kreativen Ventile. Fehlten sie, stiegen physische und physische Krankheiten. In den Lagern in Großbritannien und Frankreich ab 1915 konnte aber selbst bei der Existenz solcher Strukturen eine Sache nur teils simuliert werden: Die Präsenz von Frauen. Hierbei konnte die temporäre Natur des Krieges zu Hoffnungen auf ein Wiedersehen führen. Hauptsächlich führte diese Ungewissheit eher dazu, dass die Strukturen immer mit dem Wissen um ihre Vergänglichkeit existierten und somit keine vollständige Sicherheit und Normalität boten. Vielmehr war das Ende der Internierung das Hauptziel praktisch aller Internierten. Die Wiederkehr zu alten Netzwerken, Freiheit, zur Normalität, ja auch zu einer positiven Identität war von größter Bedeutung. Waren die Umstände für eine Simulation unzureichend oder gar nicht erst gegeben, stieg hier auch das Gefühl, dass eine Flucht besser war als das Aushalten dieser Umstände. Allerdings gab es auch während des Krieges die Möglichkeit, legal die Internierung zu verlassen und viele Hoffnungen und Anstrengungen wurden darauf verwandt, diese nutzen zu können. Wie wichtig dies war, zeigt sich in den durchweg positiv wahrgenommenen Erfahrungen sobald das internierende Land verlassen worden war. Nur wenige entschieden sich dazu, freiwillig länger in den Lagern zu bleiben um in Frankreich oder Großbritannien ihr Leben fortzusetzen. Für die meisten waren die Erfahrungen eines Wandels hin zur Feindseligkeit seitens des Staates aber auch der Bevölkerung zu präsent.

Mit einer Verhärtung der Grenzen nationaler Identität, der Ethnisierung dieser und, wie Panayi es ausdrückte, der Obsession mit Loyalität hatte eine zunehmende Zuweisung der „ethnisch“ Deutschen in eine immer negativer gesehene Gruppe geführt. Je länger der Konflikt anhielt, je mehr Opfer er forderte, desto aggressiver wurde die Stimmung diskursiv und physisch: Naturalisierte „ethnisch“ Deutsche sollten sich zunehmend entweder ruhig verhalten oder ihre Loyalität offen bekunden und alle „ethnisch“ Deutschen sollten ihre Arbeitsstelle verlieren oder mit physischer Gewalt rechnen. Dies betraf selbst solche Personen, die eigentlich keine Verbindung mehr zu Deutschland oder einer deutschen Identität hatten. Mehr als die Internierten fühlten sie den Wandel im öffentlichen Diskurs hin zu einer monolithischen Identität, die mehr und mehr jene ausschloss, die mit Deutschland in Verbindung gebracht wurden. Diese Diskurse positionierten Menschen wie Yvonne Kapps Vater, aber auch Felix Semon mehr und mehr als anders zur Mehrheitsgesellschaft. Wie weitreichend diese Impermeabilität greifen konnte, sieht man an den zum Teil erbärmlichen Verhältnissen, in denen nicht-deutsche Ehepartner wegen ihrer Verbindung aushalten mussten, daran dass sie aufgrund ihrer angenommenen Staatsbürgerschaft repatriert, oder, wie in Frank-

reich der Fall, zu Beginn auch mit interniert wurden. Diese Idee, dass eine „ethnische“ Gruppe nun durch Kontakt auch auf Menschen der Mehrheitsgesellschaft abfärben konnte, verstärkte unterdessen die soziale Isolation der „ethnisch“ Deutschen, wollte niemand in der Mehrheitsgesellschaft aufgrund von Kontakten ebenfalls ins Niemandsland der Identitäten geschoben werden. Für dieses Umfeld mussten alle, sowohl die internierten als auch nicht-internierten „ethnisch“ Deutschen Bewältigungsstrategien entwickeln: Emma von Schröder fand Halt in ihrem Glauben, August Cohn machte seine Loyalität unter Offenlegung seiner Herkunft deutlich, Dr. Markel errichtete eine Hilfsorganisation. Sie hatten nicht zwingend die komplexen Identitäten der Vorkriegszeit abgelegt aber versuchten diese aufrecht zu erhalten in einem Umfeld, das immer weniger Überlappung der Spektren zuließ. Wie schnell sich dieser Wandel vollzog, hing hierbei vom Land ab, wie noch später genauer beleuchtet wird. In beiden Fällen wurde alles getan um eine Situation zu überstehen die, wie praktisch alle zustimmten, mental und physisch schädlich war.

Die bereits erwähnte Stacheldrahtkrankheit war das Ergebnis fehlender Bewältigungsmechanismen in den Internierungslagern. Während Krankheiten generell für Internierte ein Ende der Internierung bedeuten konnten und auch Menschen dazu animierten, kränker zu werden, wenn solche Möglichkeiten sich ergaben, waren diese Krankheiten eine klare Gefahr, die auch zum Tod führen konnte, wie Gertrud Köbner über einen älteren Verstorbenen in ihrem Lager schrieb. Die Erfahrung von Krankheit und Tod betraf die Verbliebenen auf beiden Seiten des Stacheldrahts, hatten sich in beiden Fällen die Möglichkeit eines Einkommens verringert und die Lebensstandards verschlechtert. Auch führten physische Gewalt und der Druck der Ausgrenzung zu Krankheit und Tod. Das zeigt, wie einflussreich diese Erfahrungen für die „ethnisch“ Deutschen waren, deren einzige Gemeinsamkeit ihre tatsächliche oder wahrgenommene Verbindung zu einer nationalen Identität war, die durch den Krieg stärker zum Anderen geworden war. Umgekehrt zeigt es aber auch, wie wichtig es war, Identitäten und Rollen zu kreieren oder aufrechtzuhalten, die ihnen Halt, Sinn oder ein positives Selbstbild gaben. Ebenso wichtig waren Strukturen innerhalb und außerhalb der Lager, die monetär und psychisch bei dieser Aufgabe halfen. Die Kriegszeit zu überstehen war das Hauptziel dieser Menschen und selbst wenn die meisten sich von der Feindseligkeit übermannt fühlten, gab es auch nach dem Krieg jene, die versuchten nach dem Krieg zu einer Normalität in Großbritannien oder Frankreich zurückzukehren.

9.3 Die „Nachkriegszeit“

Der 11. November 1918 wurde als Ende des Krieges wahrgenommen, auch wenn er nicht das offizielle Ende des Krieges war. Ähnlich wie bei der Mobilisierung ging es allerdings nicht um den offiziellen Status sondern um das Einläuten der Veränderung. Die Erfahrung des Waffenstillstands ging einher mit Freude, Erleichterung aber auch Angst und Unsicherheit, während der Vertrag von Versailles selten große Aufmerksamkeit erhielt. Der Waffenstillstand bedeutete viel mehr erst einmal das Ende der Kämpfe, rückte aber auch die Wiederkehr von Normalität in greifbare Nähe. Jene, die außerhalb der Lager noch finanzielle Mittel besaßen, was meist in Großbritannien der Fall war, verloren oft keine Zeit damit, zu versuchen, alte Netzwerke oder Geschäfte wieder aufleben zu lassen. Jene, die wiederum aus monetären Gründen auf die Hilfsstrukturen der Kriegszeit angewiesen waren, sahen diese nun wegbrechen.

Den Waffenstillstand als das Ende des Krieges zu betrachten war gerade für die Internierten verständlich, bedeutete er doch das gesicherte Ende ihrer Gefangenschaft. Auf ihrer Situation innerhalb der Lager basierend, war diese Erfahrung genau wie bei den nicht-internierten „ethnisch“ Deutschen mit positiven und negativen Gefühlen verbunden. Eine Repatriierung, die in den meisten Fällen stattfand, konnte gefühlt endgültige Trennungen zu alten Bekannten oder der Familie bedeuten, die Rückkehr zu einer gewünschten Normalität oder die Rückkehr in ein Land, zu dem sie entweder keine Kontakte mehr hatten oder welches sich, genauso wie sie, in den letzten vier Jahren drastisch verändert hatte. Jene, die an ihren Netzwerken und Beziehungen in ihrer Wahlheimat festhalten wollten, versuchten alles um dort zu bleiben und stellten Anträge oder blieben freiwillig länger in den Lagern. Wurden sie trotzdem abgeschoben, konnte dies katastrophale Auswirkungen für diese Beziehungen haben. Für andere, ja für die meisten war, wie aus den Berichten hervorgeht, allerdings die Freiheit erst einmal wichtiger als alles andere. Doch, genauso wie einige gegen ihren Willen repatriiert wurden, blieben andere gegen ihren Willen in den Lagern. Da mit dem Ende des Krieges das öffentliche Interesse an den Internierten weitestgehend abgenommen hatte und Internierte weniger eine Gefahr, ein Verhandlungsmittel oder politisches Mittel darstellten, waren sie nun für alle Länder nicht mehr von Bedeutung. Diese hatten in der Nachkriegswelt wichtigeres zu tun. Mit dieser Entwicklung ging auch der Niedergang der Strukturen innerhalb der Lager einher, denn weniger wurden bereit gestellt und es waren häufig zu wenig Internierte verblieben um diese aufrecht zu halten. Daher wurden auch die Beschwerden über die zerstörerischen Effekte der Internierung laut, die mit diesen Strukturen bekämpft worden waren. Die Internierten wurden verletzlicher, wie der starke Einfluss der Spanischen

Grippe zeigt, aber auch gewalt- und fluchtbereiter. Von den späten Daten der Grippepwellen in Frankreich ausgehend war ihre periphere Situation ein Segen und ein Fluch, denn einerseits waren sie erst geschützt, aber andererseits beschwerten sie sich zunehmend auch über die fehlende medizinische Versorgung.

1924 wurden die letzten Internierten freigelassen. Die meisten, die im Laufe der sechs Jahre nach Deutschland repatriiert wurden, mussten sich nun erneut in ihrer Identität anpassen, denn eine deutsche Identität war Teil der Mehrheitsgesellschaft und nicht mehr ein einzigartiger Identitätsmarker. Auch sahen sich viele mit einem durch die Niederlage und Revolution gründlich veränderten Land konfrontiert, das sie in einigen Fällen seit Jahrzehnten nicht mehr betreten hatten. Auch hier konnten einige relativ schnell eine Normalität zurückgewinnen, zum Beispiel durch die Nutzung ihrer Erfahrungen im Ausland, während andere weiterhin finanziell, gesundheitlich oder emotional strauchelten. Diese Probleme führten auch hier zu der Errichtung von Strukturen wie dem REK, um sich gegenseitig zu helfen aber auch um Erfahrungen zu teilen, die Erfahrung als Internierte positiv in ihre Identität einfließen zu lassen und daran zu erinnern. Auch gaben ihnen diese Strukturen und Identitäten eine Stimme in einem Land, welches sie ihrer Meinung nach vergessen hatte. Dieses fehlende Interesse hatte allerdings auch Auswirkungen auf die Strukturen selbst, denn die Zivilinternierten wurden so langfristig von Militärinternierten-Interessen und -Rollen teilüberformt. Diese waren zahlenmäßig größer und hatten bessere Chancen ihrer Stimme Gehör zu verschaffen. An militärische Strukturen und Hierarchien gewöhnt und aufgrund der Maskulinisierung des Krieges in einem gefühlten Aufholbedarf, geschah diese Entwicklung ohne größere Reibereien. So gewann die Identität als ehemaliger Internierter oder deutscher Migrant an Bedeutung für die, die nach Deutschland zurückkehrten. Für jene, die in Großbritannien oder Frankreich verblieben waren, spielte die nationale Identität weiterhin eine Rolle.

Allerdings wurde ein Wiederaufbau jedweder Form „ethnisch“ deutschen Lebens in Frankreich konsequent von der französischen Regierung und Öffentlichkeit in den Jahren nach 1918 behindert. Während in Großbritannien die Zahl und Festigkeit „ethnisch“ deutscher Strukturen massiv gelitten hatte, war dort ein Wiederaufbau wenigstens möglich. Dies konnte hauptsächlich von jenen vorangetrieben werden, die die Mittel für so etwas übrig hatten, wie beispielsweise Baron Bruno von Schröder, der die *Community* bereits vor dem Krieg unterstützt hatte und sich intensiv mit dem Wiederaufbau in den Nachkriegsjahren auseinandersetzte. Generell war für den Wiederaufbau überhaupt eine gewisse Zahl an „ethnisch“ Deutschen notwendig, die ein Interesse an daran hatten, und hierbei spielten zwei Faktoren eine Rolle: Einerseits die Zahl der naturalisierten „ethnisch“ Deutschen mit solchen Interessen im Land, wie es von Schröder war, und andererseits die Möglichkeit „ethnisch“ Deutscher nach dem Krieg wieder ins Land zu ge-

langen. In Frankreich waren beide Zahlen gering und die Maßnahmen sorgten dafür, dass letzteres in deutlich geringerem Maße geschah als in Großbritannien, auch wenn dort ebenfalls Restriktionen für die Einreise angewandt wurden. Das heißt nicht, dass die Lage in Großbritannien ähnlich wie vor 1914 war. Auch dort waren Feindseligkeit und Misstrauen noch präsent und zeugten davon, dass das Niemandsland der Identitäten bei Weitem noch nicht befriedet war, wenn auch in größerem Maße als in Frankreich. Betrachtet man die historischen Voraussetzungen in Frankreich und Großbritannien bezüglich ihrer Beziehung zu einer deutschen Identität, ist es nicht überraschend, dass die Permeabilität in Großbritannien noch größer war und auch eine Normalisierung schneller stattfand. Mehr etablierte „ethnisch“ Deutsche konnten, wie Felix Semon, aktiv für eine Normalisierung eintreten und auch das Land war nicht vom Krieg verwüstet gewesen, so dass eine politische und öffentliche Annäherung an Deutschland schneller möglich war als im feindseligeren und verwüsteten Frankreich. Dort waren die Voraussetzungen impermeabler gewesen und auch die Konflikte mit Deutschland nach dem Krieg noch stärker, wurden sie auch von beiden Seiten angefacht. Dies wurde vor allem an der Situation der Botschaft und ihrem Botschafter Wilhelm Mayer deutlich. Anstatt die Netzwerke und Aktivitäten von „ethnisch“ Deutschen in Frankreich unterstützen zu können, waren sie und er überarbeitet, unterbesetzt und konstant mit den Konflikten der beiden staatlichen Parteien beschäftigt. Diese fehlende Koordination behinderte zusätzlich die Ankunft deutscher Staatsbürger. Dies betraf die ehemaligen „ethnisch“ Deutschen in Frankreich unterschiedlich, konnte Gertrud Köbner beispielsweise eine Karriere darin finden, Artikel zu schreiben, während Franz Hessel offensichtlich darunter litt. Auch die Literatur, die über diese Situationen in beiden Ländern erschien, macht den Unterschied deutlich. War die unmögliche Liebe zwischen einem deutschen Internierten und einer Britin in Hall Caines Werk in der Kriegszeit angesiedelt und erfuhr positive Rückmeldungen über ihre Vermenschlichung des Feindes, so spielte die unmögliche Liebe zwischen einer deutschen Migrantin und einem Franzosen von Claire Goll eindeutig in einer angespannten Nachkriegszeit. Der Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung fiel, nach einem Höhepunkt der Spannungen zwischen Deutschland und Frankreich mit der Ruhrbesetzung von 1923, jedoch in eine Phase der Entspannung, die 1924 begann zu wirken. Langsam aber sicher migrierten wieder mehr deutsche Staatsbürger in beide Länder und auch die Feindseligkeiten der Öffentlichkeit ebenso wie die Maßnahmen der Regierungen nahmen an Härte ab. Während des Geistes von Locarno, einer kurzen Phase der *Détente* zwischen den Nationen, konnte auch in Frankreich wieder ein ethnisch „deutsches“ kulturelles Leben anwachsen. Allerdings blieb dieses, ebenso wie in Großbritannien, weit hinter dem Leben zurück, wie es vor dem Krieg existiert hatte. Dass sich dies weiterhin so entwickeln würde, war 1924 allerdings noch nicht klar.

Bis dahin musste in Frankreich selbst noch eine ganze Region im Rahmen nationaler Identität befriedet werden. Das wiedergewonnene Elsass, welches vorher Teil des deutschen Kaiserreiches gewesen war, und seine Bevölkerung sahen sich nun einer anderen Form der Unsicherheit ausgesetzt. Auch wenn sich die französische Regierung intensiv und erfolgreich mit der Säuberung „ethnisch“ deutschen Lebens in der Region beschäftigte, geschah dies auf komplexere Weise als in den anderen Départements zu Kriegszeiten. Hier war, ähnlich wie in Frankreich während des Krieges, die Reaktion der „ethnisch“ Deutschen variiert und basierte hauptsächlich auf der Position ihrer passiv oder aktiv zugeschriebenen nationalen Identität. Für jene, die sich selbst als französisch sahen, war die Rückkehr nach Frankreich ein Grund zur Freude, während sie für solche mit stärkeren Verbindungen nach Deutschland als Schock kam. Diese verschiedenen Reaktionen waren nicht unberechtigt, denn sie selbst wurden aktiv nach ihrer Verbindung zu Deutschland von A bis D kategorisiert und dementsprechend behandelt. Da die Region und ihre Bevölkerung praktisch das Gegenteil der „ethnisch“ deutschen Erfahrung in Großbritannien oder Frankreich erfuhren, wurden sie doch von beiden Seiten als ihnen zugehörig empfunden, kristallisierte sich auch eine dritte Position heraus: Die einer einzigartig elsässischen Identität. Die Bevölkerung und ihre Ausprägungen an Identitäten untermauern durch ihre Einzigartigkeit noch einmal die Komplexität an Zugehörigkeiten aber auch die Probleme der monolithischen Idee einer nationalen Identität, welche sich in Frankreich nicht nur während des Krieges, sondern auch in der Vorkriegszeit entwickelt hatte. Bis 1924 allerdings war diese Komplexität reduziert worden und nur noch die französische oder elsässische Identität blieb sichtbar.

1924 war also auch dort ein wichtiger Punkt in der Entwicklung. Dieser würde, nach Diskussionen bis zum Oktober 1925, letztendlich das ratifizieren, was sich in dem Jahr davor angebahnt hatte. So endete, um die Worte von Nicolas Beaupré zu nutzen, auch der Krieg nach dem Krieg und die Nachkriegszeit endete, ging in das über, was man nun klar als Zwischenkriegszeit bezeichnen kann. Harry Graf Kessler und Rainer Maria Rilke kehrten nach Frankreich zurück, wo in Paris auch die deutsche evangelische Kirche ihre Wiedereröffnung feiern konnte. Auch in London florierten die deutschen Kirchen, konnten sich sogar erweitern und auch wenn keine Erfahrungsberichte aus dieser Zeit gefunden werden konnten, deuten die hohen Zahlen an Personen mit deutscher Herkunft im Zensus von 1921 auf eine wachsende Stabilität hin. In Frankreich stieg, bei aller Vorsicht mit der Quelle, ebenfalls die Zahl der Migranten aus Deutschland, verdreifachten sich laut Quelle sogar zwischen 1924 und 1925.

Die Erfahrung der „ethnisch“ Deutschen Minderheit in Großbritannien und Frankreich ab 1925 ist selbst im Vergleich zu der Zeit von 1918 bis 1924 wenig erforscht worden, werden sie doch von der Etablierung des Dritten Reiches und dem

Ausbruch des Zweiten Weltkriegs überschattet. Daher lassen sich in diesem Buch, welches einen Endpunkt finden muss, die weiteren Entwicklungen nur auf solch eine bruchstückhafte Weise nennen. Vielmehr soll zuletzt noch einmal intensiver der Vergleich, wie er in dieser Analyse angestellt wurde, in den Fokus gerückt werden.

9.4 Ein Vergleich der zwei Nationen

Es ist sinnvoll, hier noch einmal zurück in den Juli 1914 zu springen und sich die Voraussetzungen in beiden Ländern anzuschauen. Der Verlust der Normalität, wie ihn die „ethnisch“ deutsche Minderheit erfuhr, wird nur so wirklich deutlich. In Frankreich wäre es sogar möglich bis in die Zeit der napoleonischen Kriege zurückzugehen, doch sollte der Juli 1914 ausreichen. Der deutsch-französische Konflikt hatte, wie der vorangegangene Satz es bereits impliziert, eine lange Geschichte und sich immer wieder in Konflikten wie in den Jahren 1870–1871 manifestiert. Diese Rivalität und der, ab 1871 mit dem Verlust des Elsass verbundene, Revanchismus beeinflusste die gesamte deutsch-französische Beziehung. Deutsche und französische nationale Identitäten wurden als deutlich separat, ja sogar vollständig gegensätzlich betrachtet. Diese wahrgenommene kulturelle Entfernung verkomplizierte die „ethnisch“ deutsche Erfahrung auf dem Land wie in der Metropole Paris und beeinflusste sogar, welche Menschen aus Deutschland in das Land migrierten. Zum einen zog das Land jene an, die selbst bereits eine problematische Beziehung mit einer deutschen Identität hatten. Frauen wollten den rigiden sozialen Strukturen entgehen aber auch Katholiken, die in Deutschland eine problematischere Position einnahmen als Protestanten, fühlten sich durch diesen Unterschied angezogen. Auch kamen jene, die diese Andersartigkeit als spannende aber temporäre Erfahrung an sich verstanden und nicht vorhatten, längerfristig im Land zu bleiben. In dieser Hinsicht war Frankreich also keine große assimilierende Kraft, wie es beispielsweise Walter Kuster argumentiert hat.²⁰ Allein die Tatsache, dass auch vor dem Krieg ein deutscher Name zur Ausgrenzung führen konnte, lässt hier Zweifel an dieser These aufkommen.²¹ Während also eine fehlende Permeabilität auf dem Spektrum der nationalen Identität zwar nicht die Migration aufhalten konnte, so schlug sich dies in der weniger ausgeprägten Integration und Assimilation nieder, konnten sich die Personen nicht frei zwischen beiden bewegten Identi-

20 Walter Kuster, „Les Politiques éducatives De La Troisième République Et Les Enfants D’immigrants Belges Dans Le Département Du Nord.“, *Documents Pour L’histoire Du Français Langue étrangère Ou Seconde*, 46 (2011), 18.

21 Weil, *French*, 60–61.

täten oder im Bereich der Überlappung ankommen. Ob sie nun Frankreich als großartiges internationales Land betrachteten wie Getrud Köbner, oder diesem gegenüber negativ eingestellt waren wie Viktor Auburtin, argumentierten sie für eine spezifisch französische Eigenheit im Gegensatz zu Deutschland. Wie stark sich die Permeabilität auswirkte, wird vor allem deutlich, vergleicht man diese mit den Voraussetzungen in Großbritannien.

Dort waren bessere Beziehungen zu Deutschland, die Wahrnehmung einer stärkeren kulturellen Ähnlichkeit und eine friedlichere Geschichte mit dafür verantwortlich, dass die Erfahrung „ethnisch“ Deutscher in Großbritannien eine deutlich offenere war. Dies ging so weit, dass sich die beiden Nationen als „Cousins“ verstanden.²² Voraussetzungen wie diese sorgten dafür, dass die Darstellung, Fortsetzung und Entwicklung einer deutschen Identität in Großbritannien nicht aufgehalten wurde, ebenso wenig wie die Integration und Assimilation in eine britische Identität. In Großbritannien zu leben und sich dort anzupassen, bedeutete nicht zwingend die Aufgabe von spezifisch deutschen Identitätsmarkern, sondern die Möglichkeit, sich zwischen den beiden permeablen Spektren beide Identitäten hin und her zu bewegen. So befanden sich die hier betrachteten „ethnisch“ Deutschen deutlich weiter verteilt, was ihre Position auf diesen Spektren anbelangte. Solch eine Blickweise vermag es, zwei Sichtweisen in der Forschung zusammenzubringen: Stefan Manz stellte eine deutlich nationalistischere deutsche Community in Großbritannien fest, Laura Tabili eine angepasste.²³ Beides war eben wegen der Permeabilität möglich. Für Frankreich wäre der Begriff eines kulturellen Austausches besser als Integration oder Assimilation. Annette Kolb differenzierte in ihrer Begegnung mit dem Bettler schließlich deutlich zwischen ihrem Gefühl deutsch zu sein und dem Gefühl französisch zu sein. Unter Franzosen, meinte sie, fühlte sie sich deutscher, doch erst in der anonymen Begegnung mit ihnen, konnte sie Aspekte dieser Kultur für sich als Teil ihrer selbst darstellen. Der Unterschied zwischen diesen Permeabilitäten und Überlappungen sollte mit Kriegsbeginn noch offensichtlicher werden.

Wie schnell und gewalttätig die Reaktion der Mehrheitsgesellschaft gegenüber der, nun als Feind begriffenen Minderheit war, wurde direkt von dieser Permeabilität und Überlappung der Vorkriegszeit beeinflusst. „Ethnisch“ Deutsche waren sich hierbei ihrer Position im jeweiligen Land bewusst und reagierten dementsprechend. In Großbritannien herrschte die Hoffnung vor, ein Frieden könne noch bestehen. Daher konnten sie zu großen Teilen entweder klar ihre deutsche Identität zeigen oder sich ruhig verhielten. In Frankreich wiederum war der Weg

²² Richard Scully, *British Images of Germany. Admiration, Antagonism & Ambivalence 1860–1914* (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2012), 2.

²³ Tabili, „Identities“, 380.

nach Deutschland bei der Mobilisierung nicht zwingend eine Darstellung deutscher Identität, wie bei den wehrfähigen deutschen Staatsbürgern in Großbritannien, sondern eine furchtsame Reaktion aufgrund der Sorge vor dem, was ihnen wegen dieser Identität blühen konnte. Es erklärt auch, warum die Erfahrung des Verhaltens der Mehrheitsgesellschaft so stark variierte, war es doch von der eigenen Wahrnehmung der nationalen Identität abhängig. Solche, die nur für einen kulturellen Austausch nach Frankreich gekommen waren, hatten ihre nationale Identität nicht aufgegeben und hatten eine schwächere Verbindung nach Frankreich, hatten also weniger Probleme damit ein deutlich negativeres Bild dieser Handlungen zu zeichnen als jene, die die Unterschiede schon über Jahre erlebt hatten und sich trotzdem der französischen Identität annäherten. Allerdings waren sich alle um die potenzielle Feindseligkeit bei Kriegsausbruch bewusst. Dieser Unterschied erklärt auch, warum ein deutscher Staatsbürger wie Oscar Levy versuchte, bei Kriegsausbruch zurück nach Großbritannien zu kommen. Hansi, der dies für Frankreich tat, konnte dies aufgrund seiner klar elsässischen und damit eher französisch gelesenen Identität. Beide machen auch den Unterschied in der Idee des Loyalitätsbeweises sichtbar, wie die Erwartung von Gewalt. Hansi wollte nicht schlicht nach Frankreich um dort zu bleiben, er wollte seine Loyalität im Kampf für Frankreich beweisen. Oscar Levy fühlte sich, ohne Kampfgedanken, schlicht heimischer in Großbritannien. Er erwartete keine Gewalt gegen „ethnisch“ Deutsche, ebenso wenig wie Felix Semon, der auch zurückkehrte. Solch ein Verhalten wurde gerade aufgrund der wahrgenommenen Beziehung zwischen beiden Nationen und Identitäten nicht für möglich gehalten und führte, als es dazu kam, daher zu einer größeren Indignation als in Frankreich. Im Land des „Erbfeindes“ hatte man solch ein Verhalten antizipieren können und die Indignation beruhte nicht auf der eigentlich bewiesenen, aber missachteten Loyalität zu dem Land, wie sie es in Großbritannien tat. Vielmehr zeugte das Verhalten der Mehrheitsgesellschaft eher vom spezifisch französischen Geist, ob nun verständnisvoll oder verdammend. Das Gefühl, aus der Überlappung oder nationalen Identität der Wahlheimat ausgeschlossen zu werden, wurde, anders als in Großbritannien, nicht erwähnt. Die Folge der gefühlten Differenz schlug sich auch im feindseligen Verhalten der Mehrheitsgesellschaft nieder, das in Frankreich praktisch sofort mit dem Kriegsausbruch einsetzte und sich über die nächsten vier Jahre noch verstärken würde. Bereits nach der Mobilisierung wurden Läden zerstört; eine Entwicklung, die in Großbritannien erst später mit der Versenkung der Lusitania einsetzte. Dort verschlechterte sich die Situation auch mit Kriegseintritt und beeinflusste die Permeabilität und Überlappung, doch deutlich langsamer und im Vergleich auch nach vier Jahren weniger feindselig. Gerade die unterschiedlichen öffentlichen Reaktionen von „ethnisch“ Deutschen, die legal britische oder französische Staatsbürger waren und damit von Internierung ausgenommen, machen

die Wahrnehmung dieser verschiedenen Permeabilitäten deutlich. Veröffentlichungen wie die eines August Cohn aus London konnten in Frankreich nicht gefunden werden, vielmehr wurde nur eine französische Identität und damit Loyalität zur Wahlheimat klargestellt.

Auch die Internierung deutscher Staatsbürger war von diesen Unterschieden betroffen. Fand diese in Frankreich vergleichsweise kurz nach der Kriegserklärung statt, dauerte es in Großbritannien wieder bis 1915 um eine generelle Internierung anzusetzen. Auch beschränkte sich Großbritannien auf männliche Feindstaatenangehörige im wehrfähigen Alter während Frankreich deutlich weitgefächelter internierte. Erst im Laufe der Zeit differenzierte Frankreich stärker in seinen Lagern zwischen frankophilen und solchen, die als problematisch angesehen wurden. In Großbritannien wurde auch zwischen solchen mit britischer Familie und solchen ohne unterschieden, allerdings spielten Geld und Status eine viel stärkere Rolle. Ebenso war der Unterschied zwischen den Lagern eher ein geographischer, während in Frankreich der Lebensstandard zwischen Lagern für Frankophile und Lagern für problematische Feindstaatenangehörige drastisch variieren konnte. Die häufigeren Schilderungen von Misshandlungen und Gewalt auch in den unveröffentlichten Erfahrungsberichten wie Hellmuth Felles oder Hugo Ringers, die in Großbritannien kein Äquivalent fanden, legen diese Schlussfolgerung nahe. Auch wurde häufiger Alkoholkonsum und -missbrauch als Bewältigungsstrategie erwähnt. Geld konnte auch in Frankreich helfen, diese Probleme zu minimieren oder zu negieren und die Geschichte Claudios legt nahe, dass selbst der Lebensstandard in problematischen Lagern, je nach Einkommen, besser war als das Leid in der Freiheit der Vorkriegszeit. Leider ist, wie in so vielen Fällen, allerdings eher die Erfahrung der Mittel- bis Oberschicht in beiden Ländern vorhanden. In diesen lässt sich häufig Frustration über einen schlechteren Lebensstandard als in der Vorkriegszeit und das Fehlen der gewohnten Freiheit herauslesen. Allerdings zeigte sich auch dort der Einfluss der unterschiedlichen Permeabilitäten und Überlappungen in beiden Ländern, selbst wenn Frustration universal war.

In der Nachkriegszeit setzte sich dieser Unterschied fort. Wenngleich die Feindseligkeit sich in Großbritannien bis 1918 auf ein hohes Niveau gesteigert hatte, kühlte sie sich sichtbar in den kommenden sechs Jahren ab und auch wenn die Regierung deutschen Staatsbürgern häufig nicht länger als drei Monate Aufenthalt gewährte, ja sogar bekannte Gelehrte wie Oscar Levy gegen ihren Willen abschoß, hinderte sie nicht den Wiederaufbau einer deutschen Community. Genau diese Hinderung war in Frankreich zu spüren, welches stärkeren Wert auf eine Blockade deutscher Migration setzte und aktiv die Wiederaufnahme ethnisch deutschen Lebens in Frankreich blockierte. Der Kontrast zwischen einer, zwar geschrumpften, Zahl an deutschen Kirchen in Großbritannien und der Unmöglichkeit die

evangelische Kirche in Paris wiederzueröffnen, macht genau dies deutlich. Hierbei setzte Frankreich Maßnahmen aus der Vorkriegszeit ein, in der es auch über Jahre die Eröffnung einer deutschen Schule verzögert hatte. In Großbritannien wiederum hatte diese 1914 schon seit Jahren bestanden. Auch die Öffentlichkeit hatte Schuld an der Nachkriegsstimmung. Die problematische Lage der deutschen Botschaft, aber auch Claire Golls Werk waren Symptome einer Mehrheitsgesellschaft, die auch Jahre nach dem Waffenstillstand noch immer eine Kluft zwischen sich und der „ethnisch“ deutschen Minderheit sah. Nicht umsonst wird diese Periode in der Forschung als „Krieg nach dem Krieg“ und deutsch-französischer „kalter Krieg“ bezeichnet.²⁴ Das bereits hohe Level an Feindseligkeit in der Vorkriegszeit, welches sich mit dem Krieg nur noch erhöhte, brauchte schlicht länger um in der Nachkriegszeit zu sinken. Von einem niedrigeren Level beginnend, brauchte die Feindseligkeit in Großbritannien weniger Zeit um eine Permeabilität und Überlappung wieder zuzulassen. Wenden wir die Theorie der hybriden Entwicklung der deutschen Community in den USA auf die Community in Großbritannien an, zeigen sich starke Ähnlichkeiten. Die Community schwankte zwischen einem ethnischen Überleben und einer ethnischen Auflösung, war sie zwar noch vorhanden, aber bei Weitem nicht mehr so ausgeprägt wie vor 1914. Die Community in Frankreich wiederum fällt innerhalb dieser Theorie deutlich in die letzte Kategorie, hatte sie sich nach 1918 komplett aufgelöst und würde Jahre brauchen um einen Wiederaufbau überhaupt zu beginnen. Die Vorkriegssituation, gepaart mit den Entwicklungen des Krieges, machte eine Nachkriegsphase wie in Großbritannien nicht unmöglich aber höchst unwahrscheinlich. Erst die Verträge von Locarno würden eine solche Entwicklung anstoßen.

Erweitern wir, wie bereits begonnen, den Blick auf den Ablauf in anderen Staaten, wird ein komplexeres Bild deutlich. Hatten sich die Internierten in Großbritannien über schlechte Bedingungen beschwert, sah es in Teilen des britischen Empire bei Weitem schlechter aus: Gerade Australien und Kanada taten sich hier mit Scheinhinrichtungen und körperlicher Züchtigung hervor.²⁵ Auch in den Vereinigten Staaten gestaltete sich die Gewalt eher wie in Frankreich, erzählt Christopher J. Wright beispielsweise von dem Fall eines Mannes namens Prager, der in Illinois von einem wütenden Mob aus einem Gefängnis befreit wurde, um ihn wegen seiner „Illoyalität“ zu lynchen.²⁶ Doch ist auch in diesen Ländern die Forschungslage für die Nachkriegszeit dünn. Eine Erforschung der Erfahrungen „eth-

²⁴ Guieu, *rapprochement*, 27.

²⁵ Fischer, *Homefront*, 121; Kordan, *Canada*, 99.

²⁶ Christopher J. Wright, *The Impact of Anti-German Hysteria and the First World War in New Ulm, Minnesota and Kitchener, Ontario: A Comparative Study* (Dissertation; Ann Arbor: Iowa State, 2011), 9–10.

nisch“ Deutscher in diesen Ländern, vor allem in komparativer Hinsicht, könnte weitere Hinweise auf die Frage liefern wie Permeabilität und Überlappung nationaler Identitäten durch nationale Diskurse vor, während und nach Zeiten des Konflikts geprägt werden. Leider fehlt diesem Buch die Spannweite für solch einen Vergleich, auch wenn bereits der Vergleich Großbritanniens und Frankreichs einen gewichtigen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage liefert.

Für Richard Noschke, Gertrud Köbner, Maximilian Mügge, Anna Vervier, Bruno von Schröder, Rudolf Rocker und alle anderen Personen, die in diesem Buch ihre Erfahrungen zeigten, hätte eine solche größere Differenzierung nichts an ihren persönlichen Erfahrungen geändert. Minderheiten wie die, der sie angehörten, erleiden in Kriegszeiten ein außerordentlich tragisches Schicksal. Alle wurden sie auf die eine oder andere Weise als anders oder als Feind betrachtet und fanden sich plötzlich dort wieder, wo sie bis über den Konflikt hinaus bleiben sollten: Im Niemandsland der Identitäten. Sie entwickelten eine Vielzahl an Bewältigungsmechanismen und versuchten, in diesem gefährlichen Niemandsland eine neue Position zu finden. Soziale Netzwerke, besonders Familienmitglieder, waren enorm wichtig um emotionale Stützen zu bieten, genau wie die Möglichkeit eine eigene Position zu finden und nicht passiv in der zugeschriebenen zu verharren. Hilfsorganisationen, aber auch soziale Netzwerke, halfen darüber hinaus, die finanziellen Probleme zu mindern, die mit dem Leben in diesem Niemandsland einhergingen. Die Analyse von Staaten hilft uns dabei, Muster in ihrem Handeln zu erkennen und dementsprechend unser Verhalten für die Zukunft anzupassen. Wechselt man die Perspektive, fokussiert sich auf die Menschen, kann man den Einfluss, den dieses staatliche Handeln auf sie hat, besser verstehen, wertschätzen und lindern; in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.